

tiert, und wenn es auch genügt, daß die Gläubigen in ihr mit der rechten Absicht zugegen sind, gleichgültig, was sie währenddessen beten, so kann man in diesem Falle doch höchstens davon sprechen, daß sie am eucharistischen Opfer teilgenommen haben, nicht aber davon, daß sie an der heiligen Messe sich beteiligt hätten. Die Messe enthält ja außer der eucharistischen Opferhandlung noch eine Anzahl von Gebeten, Lesungen und Gesängen, die sichtlich dazu bestimmt sind, gemeinsam gesprochen, gesungen oder gehört zu werden, und nur wenn das tatsächlich geschieht, entspricht die Teilnahme des Volkes dem Ideal und Wunsch der Kirche. Zum ersten Male hat jetzt die höchste Autorität der Kirche die Gemeinschaftsmesse formell gebilligt, um nicht zu sagen empfohlen.

Wenn die Enzyklika gewisse Übertreibungen und Irrtümer der liturgischen Bewegung richtigstellt, ist damit durchaus nicht behauptet, daß unsere gegenwärtige Art der Liturgiefeier in jeder Beziehung vollkommener ist als die des christlichen Altertums, daß man nicht wünschen dürfte, wir möchten in manchen Dingen zu den Bräuchen des Altertums zurückkehren.

Die Freunde und Förderer des liturgischen Apostolates haben keinen Grund, sich durch die Enzyklika entmutigen zu lassen. Sie ist im Gegenteil die kräftigste Entmutigung, die das liturgische Apostolat je von der kirchlichen Autorität empfangen hat.

Aus dem englischen Sprachgebiet liegen uns bisher nur ganz kurze Würdigungen des päpstlichen Rundschreibens vor. In „Life of the Spirit“ (April 1948) glaubt der Herausgeber, diejenigen beruhigen zu sollen, die von der allzu konservativen Tendenz der Enzyklika betroffen sind, die ihnen mit der einen Hand zu geben und mit der anderen zu nehmen scheint. Vielleicht haben manche eifrige aber eigenwillige Köpfe zu sehr nach einer Bestätigung ihrer persönlichen Liebhabereien verlangt, sagt der Verfasser des Artikels. Die Enzyklika will nichts anderes als den liturgischen Eifer von oberflächlichem Gehaben befreien und in den Tiefen des Dogmas begründen.

„Blackfriars“ (Mai 1948) hebt die Bedeutung der deutschen liturgischen Bewegung oder ihres gegenwärtigen Standes für die Entwicklung der Probleme hervor, die nun in der Enzyklika autoritativ entschieden werden.

In der amerikanischen liturgischen Zeitschrift „Orate fratres“ (22. 2. 48), die von der Abtei St. John in Collegeville (Minnesota) herausgegeben wird, gibt William Busch der Hoffnung Ausdruck, die Enzyklika werde nunmehr die liturgische Bewegung in allen Ländern der Welt koordinieren und sie dadurch in ihrer Auswirkung auf das christliche Leben vervielfältigen, ähnlich wie es im Mittelalter mit der Bewegung von Cluny geschah, als Gregor VII. ihre Ideen zu einem Anliegen der Gesamtkirche machte oder mit den Erneuerungsbestrebungen nach der Reformation, die das Konzil von Trient vereinigte. Auch die liturgische Bewegung ist seit ihren Ursprüngen in der Gedankenwelt von Guéranger, aber auch von Chateaubriand, Möhler und Scheeben mächtig gewachsen. Sie wurde von Pius X., vielleicht schon von Leo XIII. in die Obhut des Apostolischen Stuhles genommen und erhält nun ihre Verfassung. Die Liturgie hört auf, ein nebensächliches Compositum von Zeremonien und Rubriken zu sein. Sie hat vielmehr nun die höchste Form der Anerkennung gefunden als ein Teil des Dogmas, das nicht allein etwas Statisches in der Ordnung der Wahrheit ist,

sondern zugleich ein Wirkendes in der Ordnung des Lebens.

Aber es wäre verfrüht, wenn man heute schon die voraussichtlich großen Auswirkungen dieses Dokuments im Leben der Kirche beurteilen wollte.

Lebendige Steine

Das neueste Heft, das die Gruppe „Jeunesse de l'Eglise“ herausgebracht hat, geht unter dem Titel „Je bâtirai mon Eglise“, „Ich werde meine Kirche bauen“. Es ist das Wort Christi (das sich im Deutschen wegen der Umstellung der Worte nicht so gut als Überschrift brauchen läßt): „Und auf diesen Felsen werde ich meine Kirche bauen“. „Jeunesse de l'Eglise“, eine der führenden Gruppen in der Erneuerungsbewegung der Kirche in Frankreich, will damit sagen, daß, was immer die einzelnen Christen zur Verwirklichung ihres Glaubens, zur Bekehrung und Durchdringung der Welt tun, es doch immer Christus ist, der in ihnen und durch sie die Kirche baut.

Einer der Beiträge, aus der Feder Jacques Rozes, nennt sich „Lebendige Steine“ und besteht aus einer Reihe von Idealportraits moderner Christen, die neue Wege christlicher Verwirklichung beschreiten oder alte Methoden mit neuem Geist erfüllen, dabei vielleicht selbst einer Wandlung der Strukturen der Kirche vorarbeiten, aber in Wahrheit eben nur das urchristliche und immer gleiche Gesetz erfüllen, „lebendige Steine“ im Bau der Kirche zu sein, die der Herr sich selber baut. Diese Idealportraits stellen dar: einen Arbeiterpriester, eine Ordensschwester, einen Jocisten, einen Gemeinschaftsgründer, einen Theologen, einen Arbeiter, einen Philosophen und einen Pfarrer.

Der Arbeiterseelsorger

Er ist einer der Priester, die in die Fabrik gehen, arbeiten und wohnen wie die Arbeiter. Schon das besagt: der Priester wartet nicht mehr, bis das Volk zu ihm in die Kirche kommt, sondern er geht seinerseits zum Volk, um es kennen und lieben zu lernen. Aber was will er nun dort erreichen? Will er einen Einfluß auf das Milieu gewinnen, in Politik, Kultur, Gewerkschaft andere Einflüsse verdrängen? Das würde heißen, daß die Kirche durch ihn das Arbeiterleben besser zu durchdringen hofft als von einer entfernten Pfarre aus, daß er der Kirche dazu verhilft, an diesem Ort gehört zu werden. Es wäre fast wie die Taktik einer Organisation, die zu gegebener Zeit eine Arbeiterpolitik aufnimmt.

In Wahrheit geht der missionarische Drang des Priesters tiefer. Er sammelt eine kleine Gemeinschaft um sich, an der die Umwelt erkennen kann, daß seine Kirche nicht andere menschliche Gemeinschaften nachahmt, sondern ihren Anhängern eine neue, unerwartete Haltung erschließt: die Haltung des Glaubens. Was das ist, läßt sich allerdings schwer sagen, es ist nur zu spüren. Diese Zusammenkünfte, in denen man nicht diskutiert, nicht abstimmt, in denen man sich etwas sehr Einfachem, doch bisher nie Gesehenem gegenüberbefindet: das ist sichtbar, vertraut und doch ganz neu.

Denn der Priester verkündet Gottes Wort. Das ist nicht einfach eine Antwort auf den Hunger nach Gerechtigkeit, den er ringsum spürt; es ist die Botschaft einer anderen Gerechtigkeit, einer anderen Brüderlichkeit. Seine Verkündigung bringt darum auch nicht eine neue Ideologie, eine neue „Mystik der Massen“, sondern ein Licht, das

jedem Menschen gegeben wird, der in diese Welt kommt.

Im Mittelpunkt alles dessen, was der Priester in diesem Milieu tut, steht die Eucharistie, und sie ist auch der Mittelpunkt der entstehenden christlichen Gemeinschaft. Die Vorbereitung auf die Sakramente führt die neue Gemeinde tiefer in das Leben der Kirche ein. Der Priester wird nicht daran denken, aus seinen Katechumenen Aktivisten zu machen und sie ins Apostolat einzureihen. Er macht sie nicht zu einer Schlachtordnung, sondern wenn sie für die Kirche zeugen, so soll es durch ihren Glauben selber sein. Zuerst aber sollen sie selber Kirche sein, und das heißt, Gott Ehre erweisen.

Der Priester zieht daher ganz natürlicherweise die Laien zur Mitarbeit in der Kirche heran; sie bieten sich von selber an und übernehmen ihren Teil in der Glaubensausbreitung. Je intensiver die Laien so in der Kirche wirken, um so mehr verlangen sie von ihrem Priester eine eigentlich priesterliche Gegenwart. Sie wenden sich an ihn um geistliche Belehrung, und dabei begegnet er so täglich der „Welt“. Das ist seine Form, in ihr Leben eingeordnet zu sein, so wie sie mit ihm in die Kirche eingeordnet sind.

Mit anderen Arbeiterpriestern schließt er sich zu einer Gemeinschaft zusammen, die vor den gleichen Fragen steht. Das soll keine Priestervereinigung über die bestehenden kirchlichen Strukturen hinweg sein; aber der Zusammenschluß folgt ganz selbstverständlich aus der Arbeit. Sie erfordert einheitliche Ausrichtung, eine Leitung, die zweifellos über die Diözese hinausgreift, aber um so stärker ihre Einheit in der Kirche findet. So zwingt diese Gleichartigkeit der Probleme in den verschiedenen Diözesen diese zur Zusammenarbeit untereinander und mit der gesamten Kirche, und das ist eine heilsame Nebenwirkung dieser priesterlichen Wirksamkeit. Der Arbeiterpriester, der Vorstadtmissionar wird sich auch mit dem Pfarrgeistlichen am fruchtbarsten nicht auf der Ebene der Sympathie oder der Übernahme der Methoden begegnen, sondern auf der Ebene, wo beider Werk in Wahrheit das Wort Gottes ist und als solches eine Einheit bildet.

Der politisch tätige Christ

Dieser Christ beginnt seine politische Tätigkeit in einer christlichen Partei. Sein Wunsch ist, auf diesem Weg an der Erneuerung aus dem Glauben mitzuwirken. Anfangs wollte er dazu beitragen, daß eine bessere soziale Ordnung aus dem Geist des Christentums geschaffen würde. Um in der Ausführung dieser Absicht nicht fehl zu gehen, holt er sich Rat bei der Geistlichkeit, und das führt zur Gefahr eines neuen Klerikalismus, eines „Heilklerikalismus“. Die Kirche gibt durch ihre Geistlichen dann ihren Rat, und gewisse Gruppen von Christen widmen sich auf dieser Basis bestimmten politischen Aufgaben. Hier erscheint die Kirche vor allem als eine Institution, deren Vorschriften und Gesetze ständig wachgehalten und ausgedrückt werden. Wenn der politische Christ sich in dieser Partei, dieser Bewegung in den politischen Kampf einschaltet, so tut er es, um das Christentum zu „inkarnieren“ und alle Folgerungen aus seiner Lehre zu ziehen. Er will soziale Gerechtigkeit, weil diese eine der Forderungen der christlichen Botschaft ist. Er will die menschliche Gesellschaft nach den Prinzipien einer christlichen Gesellschaft gestalten. Nicht im mittelalterlichen Sinn natürlich, das wäre Romantik, sondern realistisch-modern.

Die Kirche selber betrachtet er aber als ein Vorbild echter Gesellschaftsordnung. Sie gibt den Boden ab für christliche Arbeitsgemeinschaften, Hausgemeinschaften, Handwörterbücher für christliche Staatsphilosophie, Hirtenbriefe, christliche Gewerkschaften, internationale Tagungen. Alles dies sind Stufen der „Inkarnierung“ des Christentums.

Zugleich will dieser Christ aber auch Zeugnis ablegen für die Frohe Botschaft, für die Brüderlichkeit aller Menschen, mit denen er sich verbunden fühlt. Hier möchte er den eigentlichen Geist seines Glaubens verwirklichen, seine Spiritualität, ohne soziologische Kompromisse. Dieser sein Drang steht in einem Widerspruch zu jenem anderen, eine „Christenheit“ zu schaffen, denn hier umfaßt seine brüderliche Sorge auch die, die nicht seinem Glauben angehören und die auch außerhalb aller christlichen Politik stehen.

Aus vielerlei Gründen entschließt sich dieser Christ, künftig in einer weltanschaulich indifferenten Partei zu arbeiten. Seine Haltung hat sich geändert. Er ist immer noch gleich tief innerlich mit der Kirche verbunden, aber auf andere Weise. Jetzt liebt er es, mit Christen zusammenzukommen, die auf ganz verschiedene Weise tätig sind, deren Gemeinsames eben darin besteht, daß sie zur Kirche gehören, und nicht darin, daß sie ein gemeinsames irdisches Ziel anstreben. Er hat das Glück, in seiner Pfarre einen recht lebendigen Kern anzutreffen, der ihm diese Zusammenkünfte ermöglicht. In der Verschiedenheit der Teilnehmer zeigt sich deutlich, daß die Kirche für sie Quelle der Inspiration und nicht Gegenstand der Reflexion ist.

In weltlichen Dingen fühlt er sich als in die irdischen Kämpfe eingereichter Christ autonom; er entdeckt seine Selbständigkeit in der Begegnung mit Kreisen, die außerhalb des kirchlichen Einflusses liegen, und er lernt, daß der christliche Laie der Kirche in diesen Bezirken die Arbeit abnehmen kann und muß, das Zeitliche zu lenken und sich um es zu sorgen. Er entdeckt auch, daß er der kirchlichen Ordnung gegenüber seine Freiheit gar nicht mehr zu suchen oder zu verteidigen braucht, sondern daß er sie einfach anwendet, um neue Aufgaben zu erfüllen. Es handelt sich nicht mehr um die Rolle, die der Laie in der Kirche zu spielen berufen ist, sondern einfach darum, daß das Laientum existiert und im profanen Bereich selbständig ist. Bei dieser seiner neuen Tätigkeit holt sich dieser Christ selten noch Rat bei der Geistlichkeit. Um so wichtiger werden für ihn die Predigten, die sonntägliche Glaubensverkündigung, von der er seine geistige Nahrung erwartet. Er will das Wort Gottes hören. Und so drängt er seinen Pfarrer dazu, immer vordringlicher in seiner Predigt Gottes Wort auszulegen. Er verhilft dem Priester dazu, ausschließlicher Priester zu sein: Spender der Sakramente und des göttlichen Wortes. Alles kommt darauf an, daß die Christen in der gleichen geistlichen und sichtbaren Einheit, der des Glaubens, zusammengeschlossen sind, nicht aber, daß alle an der Verwirklichung gleicher irdischer Ziele mitarbeiten.

Ein Pfarrkind

Ein Pfarrmitglied hat vor ein paar Jahren beschlossen, in seiner Pfarre eifrig mitzuarbeiten an der inneren Erneuerung, sowohl durch irgendein christliches „Werk“ als auch beim liturgischen Leben und gemeinschaftlichen Ge-

bet. Als „Werk“ hat er sich die Mitarbeit am Ausbau eines Pfarrkinos gesetzt.

Was hat er nun wirklich geleistet zur Verlebendigung des christlichen Lebens seiner Gemeinde?

Die erste Aufgabe des Pfarrkinos war es, die Pfarre „bekannt zu machen“, Fernstehenden einen Zugang zur Pfarre zu eröffnen. Es sollte also anlocken. Das kann es nicht durch alleinige Vorführung von religiösen Filmen, sondern es muß gute Filme aller Art bringen. Aber sehr weit kann man auf diesem Weg nicht kommen. Man stellt die Pfarre hier als eine Vergnügung dar, und andere pfarrliche Veranstaltungen und Zusammenkünfte können diesen Eindruck verstärken. Es könnte so aussehen, als ob für die Mitglieder weiter nichts dazu gehört, als da zu sein und eventuell einen kleinen Beitrag zu den Auslagen zu spenden. Man bezahlt für die Kinovorstellung, und man hat den Eindruck, daß das Prinzip des „Wert gegen Wert“ die Grundlage des Pfarrlebens bilde. Um diesem Eindruck entgegenzuwirken, will dieses Pfarrmitglied noch anderes mit seinem Kino verbinden, an die Sonntagsvorführung ein Fest anschließen, gemeinsame Freude.

Um aber wirklich gemeinsame christliche Freude zu verwirklichen, muß man tiefer gehen. Der Laie setzt sich also mit dem Pfarrer in Verbindung, und gemeinsam versuchen sie, das eigentliche christliche Drama, die Messe, zu verlebendigen. Aber nicht, indem man lebendige Messen „macht“, sondern indem man den Sinn des christlichen Kults wiederentdeckt. Diese Wiederentdeckung kann nur von einem besonders interessierten Kreis ausgehen, einer kleinen Gruppe, die sich durch Lesung und Meditation in den Sinn der Liturgie einlebt. So vorbereitet, finden sie in der Messe, was sie im Glauben wissen: die Zugehörigkeit zum Leib Christi; und sie tragen nun aus diesem Wissen den Gottesdienst mit dem Priester zusammen. Da der Altar der Mittelpunkt ihres Glaubenslebens wird, können sie mit einem Ghettochristentum nichts mehr anfangen, sie brauchen keine geschlossenen Kreise, sie müssen nur einfach Mensch sein. Auch von der Kanzel möchten sie nichts anderes mehr hören, als die Worte des Glaubens, nichts von Moral oder sozialer Frage.

Hier mögen Pfarrer und Laie zwei verschiedene Aspekte des Gottesdienstes im Auge haben. Dem Geistlichen liegt es mehr am Herzen, das Unsichtbare hinter dem Sichtbaren, den Altar hinter der Gestalt des Tisches, Christus hinter den Gesten des Priesters fühlbar zu machen, dem Laien mehr, etwas sichtbar zu machen: die Liturgie, die Pfarre, die Kirche. Der Pfarrer sieht Pfarre und Pfarrkinder als eine Gegebenheit an, der er ihre geistliche Bedeutung aufdecken muß. Für das Pfarrmitglied aber ist die christliche Gemeinschaft eine im Glauben erfaßte Wirklichkeit, die sich in Werken kundtun soll, das Unsichtbare soll sichtbar werden.

Dieser Laie, der am ganzen Leben seiner Pfarre so intensiv teilnimmt, sieht in seinem Pfarrer nicht mehr so sehr den Leiter als wirklich den Hirten, der die Seinen zusammenhält, ohne sie zu gängeln. Es ist seltsam zu beobachten, daß der Laie, der in der Kirche nur eine gegebene Einrichtung sieht, keinen Sinn für die Hierarchie hat (man denke nur an die Zerstretheit, mit der Hirtenworte angehört werden), daß derjenige aber, der am Leben der Kirche mitzuwirken beginnt, plötzlich die eigentümliche Funktion seines Pfarrers entdeckt und die For-

derungen seines Bischofs versteht. Er sieht ihre unersetzliche Aufgabe auf dem Weg der wandernden Kirche.

Eine Ordensschwester

Neue Wege sind nicht nur in der alten Christenheit notwendig, sondern auch in den Missionen. Die Ordensschwester, die zu einer kleinen Missionsgruppe gehört, lebt in einem armen Eingeborenendorf. Die Schwestern haben jede finanzielle Unterstützung abgelehnt, außer für ihr Krankenhaus, sie machen ernst mit dem Gelübde der Armut und leben wie die Armen an Ort und Stelle, d. h. als Arbeiterinnen in den Baumwollplantagen. Natürlich zum großen Ärgernis der weißen Kolonisten.

Aber diese wirkliche Armut stellt eine Solidarität mit dem Dorf her, die sonst nicht zu erreichen wäre: herrscht Dürre, so ist es *ihre* Dürre, ohne die Zwischenschaltung des Mitleids. Diese Gemeinschaft bringt eine tiefgehende Änderung des Missionsapostolats selber mit sich. Ihre Glaubensverkündigung muß vor allem darin bestehen, daß ihr Glaube alles erfüllt, Arbeit, Erschöpfung, Schlaf, daß er nicht nur eine erklärte „gute Meinung“ ist.

Diese Art, die Arbeit als eine normale Lebensbedingung zu erfahren, hat jedoch bei der Schwester eine völlige Umkehrung der Perspektiven zur Folge gehabt. Sie hatte die Arbeit immer als ein Mittel dazu betrachtet, im menschlichen Leben mit dabei zu sein und so ein Apostolat auszuüben und Zeugnis abzulegen. Das ist hier aber gar nicht der Fall. Sie hat keinerlei weitere Absicht mehr, nichts steht mehr zwischen ihr und der Wirklichkeit der Arbeit, keine Idee drängt sich ein. Die Arbeit ist für sie jetzt ganz dasselbe wie für die Eingeborenen, sie denkt nicht mehr an den „Wert der Arbeit“, sondern mitten in ihrer Arbeit ist sie eben einfach Christin.

Hier bedeutet nun diese Gegenwart des Geistes in der Arbeit, diese „theologale“ Gegenwart etwas ganz anderes als jene Heiligung der Arbeit durch den Priester, die so oft der Beginn der Errichtung einer Kirche in unserer modernen Welt ist. Die Schwester reiht sich nicht in die menschliche Gesellschaft ein, um die Kirche zu gründen, sondern sie nimmt die menschliche Situation eines bestimmten Ortes auf sich, um deren Untergrund, das, was sie umhüllt und sie erhält, offenbar zu machen. Sie stellt die Arbeit in die Liebe Gottes. In ihren Händen wird die Arbeit wieder zu einem Baustein des Leibes Christi. Die Kirche baut sich dann nicht auf einer Heiligung, Deutung und Rechtfertigung des menschlichen Werks auf, sondern sie baut den Menschen, die Kulturen und Zivilisationen in Christus auf. Wichtiger erweist sich so das Wirken einer Gegenwart, eines Geistes, als die Schaffung von kulturellen oder zivilisatorischen Bewegungen.

Kommt die Reihe der Krankenpflege an die Schwester, so gibt sie sich ganz dieser Arbeit hin, ohne dabei missionarische Nebenabsichten zu haben; denn sie hält diese beiden Bereiche getrennt. Was dennoch wirkt, ist ihre Haltung der vollen Hingabe als solche.

Ein Jocist

Es ist ein Gruppenführer in dieser Jugendbewegung, um den es sich hier handelt. Er hat eine Gruppe von jungen Burschen von der Post zusammengebracht und lebt ganz mit in deren Sphäre, ihrem besonderen Stundenplan und ihrer besonderen Denkart. Die Arbeiterjugendbewegung selber, der diese jungen Burschen angehören, ist meist

das wirklichste Band, das sie mit der Kirche verknüpft. Aber ihr Führer erkennt bald, daß, gerade weil das Verhältnis jedes einzelnen zur Bewegung eben durch die Verschiedenheit der materiellen Verhältnisse so verschieden von dem jedes anderen ist, das Bindende immer tiefer gesucht werden muß. So geht er von den praktischen Problemen weiter zu denen der Soziallehre der Kirche und von diesen zur christlichen Botschaft und von dieser zum Evangelium selber. Diese Stufenfolge entspricht im übrigen wunderbar den Bedürfnissen des jungen Jocisten.

„Die spezialisierten Bewegungen“ haben dazu geführt, die Kirche aus der zu engen Bindung an eine bestimmte soziale Klasse zu befreien. Aber darum will dieser junge Gruppenführer einer spezialisierten Bewegung doch nicht gleichsam ein Jugendbewegter sein. Gewiß möchte er die Kirche sichtbar machen, mächtig, wirksam wie die weltanschaulichen Bewegungen, die ihr gegenüberstehen. Aber letzten Endes geht es ihm um anderes. Er will vor allem die Kirche gegenwärtig machen, sie soll einfach da sein, mitten in der Welt, als Lebensgemeinschaft, als Gemeinschaft mit allen Menschen. Das zeigt sich noch kaum in den Tatbeständen, aber eine neue Lebensform liegt doch schon in dieser Bewegung beschlossen, die eine besondere Freiheit der Initiative, Taktgefühl im Bezeugen und Angepaßtheit an die Wirklichkeit verleiht.

Die Bewegung der christlichen Arbeiterjugend will kein Pfarrwerk sein, sie möchte die Pfarre dazu bringen, die „Werke“ zu entthronen. Sie lockert die Pfarre auf, wie ein Gärtstoff. Und über die Pfarre hinaus lockert sie auch die Diözese auf und wird vielleicht zu einer Revision der alten Strukturen drängen. Aber nicht darauf kommt es an, nicht auf die zentrifugalen oder zentripetalen Kräfte der Bewegung und der Pfarre, sondern auf eine Vertiefung der christlichen Gemeinschaft, die von selbst Quelle großer Forderungen und Inspirationen wird.

Gründer einer Gemeinschaftsgruppe

Er und seine Frau sammeln einen kleinen Freundeskreis um sich zu einer Gemeinschaft. Sie wollen gemeinsam aus einem vertieften Glauben leben. Sie wollen aber keine „Aktion“ veranstalten, sondern einfach ihr Familien- und Berufsleben mit ihrem Glauben erfüllen. So bildet die kleine Gruppe zunächst eine Art Kirche, eine Familien- und Freundeskirche, und sie könnte zu einer Art „Liga für die Heiligkeit“ erstarren. Die Freunde teilen auch alles miteinander; wie sie ihre geistigen Erfahrungen austauschen, so fühlen sie sich auch gemeinsam als die Besitzer ihrer Einkünfte. Sie sind also eine Art Gemeinschaftsgründung, um Gott zu suchen.

Aber dabei können sie nicht stehen bleiben. Zwar liebt die Frau es bei ihren Zusammenkünften am meisten, wenn die geistlichen Erfahrungen mitgeteilt werden und das Leben aus dem Glauben zugleich den Rhythmus des Familienlebens widerspiegelt (die individuellen Feste ihres Kreises scheinen ihr sogar wichtiger als die Folge des Kirchenjahrs). Aber die natürliche Neigung des Mannes geht auf gründlichere Fundierung des Glaubens durch die Lektüre der Heiligen Schrift. Er will das Licht des Glaubens an die Stelle frommer Bräuche setzen. Diese Wendung zum Objektiven führt auch zu anderen kirchlichen Formen. Es handelt sich nun kaum mehr darum, sich in der Kirche zu finden, sondern sich in ihr zu verlieren, aus dem geschlossenen Freundeskreis hinaus in die Gesamtheit einbezogen zu sein. Für die Gemeinschafts-

gruppe handelt es sich nun darum, wirklich und konkret mit der Kirche zu leben. Die Gruppe wird nun nicht mehr als ein gegenseitiges Sichstützen erlebt, sondern als die Gemeinschaft im Glauben. Der Einzelne sucht auch im Geistlichen nicht mehr einen Seelenführer, sondern den Priester, der die Geheimnisse Gottes verwaltet.

Ein Theologe

Er ist Lehrer, und anfangs sah er es als seine Aufgabe an, seinen Schülern die traditionelle Theologie weiterzugeben. Er fühlte sich als der Gärtner, der die Pflanzung der christlichen Kultur zu begießen hat. Er wollte daran mitwirken, die christliche Kultur zu verbreiten, aber als etwas schon Gegebenes, Fertiges.

Aber in seiner Klasse sind einige Schüler, denen er zwar die theologischen Kenntnisse ebenfalls vermittelt, die er aber darüber hinaus noch anleiten kann, selber theologisch zu denken und Fragen zu stellen. Dadurch wird die Theologie gelockert und die von der Überlieferung bereits eroberten Lehren von den noch zu entdeckenden gelöst.

Im Verkehr mit Laien erkennt der Theologe vor allem, welche Fragen heute der Theologie vorgelegt werden. Hier erfährt er, wo die Schnittpunkte zwischen der Kultur und dem christlichen Glauben wirklich liegen. Zuweilen muß er sich auch als Zensor von Schriften aus Laienkreisen betätigen; er lernt, sich in die Situation des Laien hineinzusetzen und von dessen Standpunkt aus an die theologischen Probleme heranzugehen. In diesen Fragen der Laienwelt ahnt er die wirkliche Möglichkeit einer neuen christlichen Kultur, die ebenso sehr aus Erfahrungen, Forschungen, Meditationen wie aus fertigen Kenntnissen bestünde. Und schließlich spürt er bei dieser Zensorentätigkeit auch, wie eine echte Brücke zwischen der theologischen Forschung und der ganzen Christenheit durch diese denkende Mitarbeit der Laien geschaffen wird.

Zuweilen hält er auch Vorträge, in denen er sich mit dem Atheismus der Gegenwart auseinandersetzt, nicht moralisierend, sondern dessen Position durchaus ernstnehmend, z. B. in Gestalt der These von der Absurdität des Daseins, der er die christliche Lehre von der Erschaffenheit der Welt entgegenstellt. Er muß es verstehen, sich den heutigen Philosophen verständlich zu machen, jedoch die Begriffe genau scheiden von der Wirklichkeit Gottes, so daß er sich nicht als der aufspielt, der die einzig richtigen Begriffe besitzt, sondern der ist, der eine andere Wirklichkeit kennt.

Auch auf seinem eigentlichen Feld, der theologischen Erörterung, macht dieser Theologe eine Entwicklung durch. Anfangs begnügt er sich damit, von einem gegebenen Standort aus gewisse Probleme, z. B. das der Geschichte, durchzudenken; er besitzt zum voraus den Schlüssel zur Lösung des Problems. Später versucht er, andere Gedankensysteme von der christlichen Offenbarung her zu überwinden. Das führt dazu, bescheidener vorzugehen. Er erkennt zunächst die Rechtmäßigkeit des Problems der Geschichte als solchen an, und er tastet sich von hier aus weiter, suchend, nicht erläuternd oder rechtfertigend. Und die Gewalttätigkeit und Starrheit der Geschichtsphilosophien bilden für ihn nun Anlaß, über das Geheimnis der Geschichte im Geheimnis Christi nachzusinnen.

Von der Kirche nimmt er bei dieser Arbeit zweierlei entgegen: sie gibt ihm die Inspiration des Wortes Gottes;

und sie approbiert sein Werk und besiegelt es als in Übereinstimmung mit dem gesamten Schatz der Lehrwahrheit. Er seinerseits gibt aber seine Gedanken nicht aus als das „was die Kirche sagt“, sondern nur als seine eigene Erkenntnis.

Ein Arbeiter

Vor zwei Jahren konvertiert, ist er jetzt einer der Eifrigsten und möchte am liebsten sein ganzes Wohnviertel auch in die Kirche holen. Er redet auf alle ein und „erklärt es“ ihnen. Er möchte das Heil der ganzen Arbeiterklasse; und die Kirche wird in seinen Reden fast zum Versprechen der Revolution.

Seine Kameraden haben aber, als sie sich die Kirche dann einmal ansahen, gefunden, daß da noch etwas Besseres war, als er ihnen gesagt hatte. Er verstummt und erkennt nun selber, daß die Kirche mehr ist, und sein Eifer wird reiner. Er begreift, daß das Wesentliche ja der Glaube ist, Christus und sein Brotbrechen.

Mit seinen Kameraden ist er instinkthaft eins; aber manchmal versucht er doch, auch etwas zu erklären und die Kirche spürbar bis in die Fabrik zu bringen.

In der Kirche aber, in der Messe, spürt er die Zusammengehörigkeit auch mit Leuten von anderswoher, sogar mit solchen aus anderen Gesellschaftsschichten. Er spürt, daß die christliche Gemeinschaft mehr ist als die Zahl derer, die an die Gerechtigkeit glauben oder derer, die an die Einheit der Menschen glauben. In der Kirche sind alle vereint durch die gleiche Hoffnung. Und da kommt es nicht mehr darauf an, unter Freunden zu sein, und die Zahl macht nichts aus, sondern einzig der Anruf, einen Leib zu bilden und von einem Geist erfüllt zu sein. Seine Aufgabe ist es, täglich sichtbar die christliche Gemeinschaft in seinem Bezirk zu verwirklichen. Und da er eifrig ist, könnte man eine gewisse Herrschsucht bei ihm befürchten. Aber man muß nur sehen, mit welcher Demut er sich dem Sakrament der Beichte naht. Er weiß, daß er nicht die Rolle eines Heckenschützen am Rande der Kirche zu spielen hat. Die Kommunion stellt ihn immer wieder in die Mitte der Gemeinschaft.

Ein Philosoph

Er möchte aus einem zu engen Kreis hinaustreten und das Abenteuer der Welt miterleben. An einer katholischen Universität im thomistischen Denken erzogen, hat er eine Dozentur an einer staatlichen Universität übernommen. Hier kann es sich nicht darum handeln, daß er ein System lehrt, dessen Voraussetzungen seine Hörer ja nicht anerkennen. Er muß einen neuen Weg christlichen Philosophierens einschlagen: ausgehend von den wirklichen Gegebenheiten der menschlichen Reflexion zu einer bestimmten Zeit. Es handelt sich nicht mehr um christlichen Unterricht, sondern um den Christen, der lehrt.

Auch in seinen Werken zeichnet sich die Entwicklung ab: von Interpretationen thomistischer Lehren und Systematisierung des Wissens in einer vorgedachten Philosophie zu einer vom Glauben ausgehenden, ihn aber nicht explizit voraussetzenden Philosophie, durch die er die christliche Weltanschauung allen Menschen zugänglich machen möchte. Doch dann hat er sich ganz gewandelt. Er stellt die Fragen des Existenzialismus und entwickelt eine Ontologie, die diese Fragen tragen kann. Er erkennt die Desakralisierung der Welt, aber er denkt all diese Gedanken als Christ. Und seine Art könnte zwar nicht zu einer „christlichen Philosophie“ führen, wohl aber zu

„christlichem Denken“. Dies erscheint ihm als das Zeugnis des christlichen Denkers in der Geschichte der Philosophie.

Seine Inspiration findet er im Leben mit der Kirche, in den Sakramenten, ja er gehört einem Dritten Orden an. Sein Denken erwächst geradezu aus der Spannung zwischen der ständig erlebten Fülle des Glaubens und dem Tasten der Erkenntnis. Es folgt zwar nicht der Tradition, aber es *steht* in der Tradition. Und bevor er seine Werke veröffentlicht, sucht er für sie die Bestätigung der kirchlichen Zensur.

Ein Pfarrer

Er hat eine große volkstümliche Pfarre in einer großen Provinzstadt, und er entfaltet die ganze Aktivität, die heute ein fortschrittlicher Pfarrer entfalten kann; er macht aus der Volksmission eine wahre Mission und fördert alle Bewegungen der Katholischen Aktion, wo immer er kann. Aber sein eigentliches Anliegen ist der Gottesdienst, er weiß, daß im Mittelpunkt seines Amtes die Feier der Messe steht.

In dieser Rückkehr zum Wesentlichen seines Amtes denkt er weniger daran, für seine Gemeinde eine Brücke zwischen ihren Anliegen und dem Wort Gottes zu sein, als ein Zelebrant, im vollen Sinn des Wortes. Ein Mann der Feier, der den Dank aller darbringt und der alle die darstellt, die sich um die Erfüllung von Gottes Wort kümmern. Darum kann er auch für alle ein ständiger Aufruf sein, sich über die fieberhafte Aktivität der Welt zu erheben zur Heiterkeit Gottes.

Christliche Verkündigung im Untergang einer Welt

In der „Theologischen Literaturzeitung“ (Januar 1948) veröffentlicht der evangelische Theologe Georg Noth einen Vortrag, den er im Oktober 1946 vor seinen in Breslau zurückgebliebenen Amtsbrüdern gehalten hat. Trotz mancher Vorbehalte gegen den theologischen Standpunkt des Verfassers sehen wir darin doch ein erschütterndes Zeugnis der Gewissenserforschung über die eigene Schuld der Christen im Untergang unserer Welt, der sich vor unseren Augen vollzieht, ein Dokument, das jeden Christen angeht und zur Gewissenserforschung anregt. Es ist bemerkenswert, daß eine so bedeutende Zeitschrift ihm den Rang eines Leitartikels einräumt.

Es ist Kierkegaard gewesen, sagt Noth, der das Problem unserer „Gleichzeitigkeit mit dem Evangelium“ entdeckt hat und die Aufgabe stellt, das Evangelium dem Hörer unserer Tage zu „vergegenwärtigen“, ihm also zu verdeutlichen, daß die Situation, in die das Evangelium hineinruft, seine eigene ist. Das Evangelium hat endzeitlichen Charakter. Es hat der jüngsten Ereignisse bedurft, der gesättigten Welt unseres Jahrhunderts ihre Gleichzeitigkeit mit dem endzeitlichen Evangelium zu beweisen. Nicht die Theologen sind es gewesen, die den Untergang unserer Welt geahnt oder gar vorausgesehen haben. Hölderlin, Nietzsche, Spengler, Paul Ernst, Dichter und Philosophen haben mehr geahnt und gesehen. Nietzsche hat auch die ernste Frage aufgeworfen, wie weit die Christen selber mitschuldig geworden sind. Aber alle, ausgenommen viel-